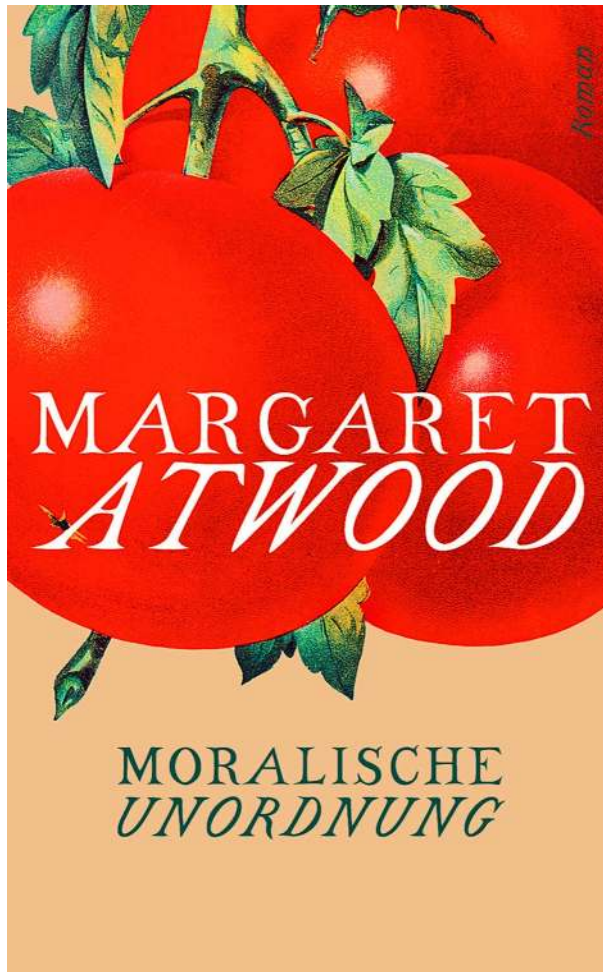




*Roman*

MARGARET  
*ATWOOD*

MORALISCHE  
*UNORDNUNG*



MARGARET  
*ATWOOD*

MORALISCHE  
*UNORDNUNG*

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.berlinverlag.de](http://www.berlinverlag.de)

Für meine Familie

Übersetzung von Malte Friedrich

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Berlin Verlag  
erschienenen Buchausgabe 2. Auflage 2014

ISBN 978-3-827-07802-5

Deutschsprachige Ausgabe:

© Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, Berlin 2014

Covergestaltung: Bildpunkt, Berlin, unter Verwendung des  
Originallayouts von Rothfos & Gabler, Hamburg

Covermotiv: © Corbis

Datenkonvertierung: Greiner&Reichel, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung,  
Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich  
verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben  
Sie Verständnis dafür, dass sich der Berlin Verlag die Inhalte Dritter nicht zu  
eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung  
übernimmt.

## DIE SCHLECHTEN NACHRICHTEN

**E**s ist Morgen. Die Nacht erst einmal überstanden. Zeit für die schlechten Nachrichten. Ich stelle mir die schlechten Nachrichten als riesenhaften Vogel vor, mit Krähenflügeln und dem Gesicht meiner Lehrerin in der vierten Klasse samt dünnem Haarknoten, schlechten Zähnen, ewig gerunzelter Stirn, verkniffenem Mund und dem ganzen Rest. Dieser Vogel segelt im Schutz der Dunkelheit um die Welt, freudig überbringt er schlimme Neuigkeiten, er trägt einen Korb mit faulen Eiern, und bei Sonnenaufgang weiß er genau, wo er die fallen lässt. Auf mich zum Beispiel.

Bei uns zu Hause kommen die schlechten Nachrichten in gedruckter Form an. Tig trägt die Zeitung die Treppe herauf. Tig heißt eigentlich Gilbert. Es ist unmöglich, Leuten, die eine andere Sprache sprechen, Spitznamen zu erklären - nicht, dass ich das oft tun muss.

»Sie haben den Chef der Übergangsregierung umgelegt«, verkündet Tig. Nicht, dass ihn die schlechten Nachrichten kaltlassen, ganz im Gegenteil. Er ist hager, er hat weniger Fett am Körper als ich und kann daher die Kalorien nicht so gut absorbieren, sie nicht so gut abfedern und in die Körpersubstanz aufnehmen - schlechte Nachrichten stecken voller Kalorien, sie erhöhen den

Blutdruck. Ich kann das, er nicht. Er will sie so schnell wie möglich weitergeben - sie loswerden wie glühende Kohlen. Schlechte Nachrichten brennen ihm auf den Nägeln.

Ich liege noch im Bett. Ich bin nicht richtig wach. Ich habe mich noch ein bisschen herumgewälzt. Bis jetzt habe ich den Morgen genossen. »Nicht vor dem Frühstück«, sage ich. Ich füge nicht hinzu: »Du weißt doch, dass ich so was so früh nicht haben kann.« Früher habe ich das hinzugefügt, aber es hielt nur kurze Zeit vor. Wir sind schon lange zusammen, und so haben wir beide viele dieser kleinen Weisungen, dieser hilfreichen Andeutungen des anderen im Kopf - Vorlieben und Abneigungen, Wünsche und Tabus. Schleich dich nicht von hinten an, wenn ich lese. Lass die Finger von meinen Küchenmessern. Lass deine Sachen nicht überall herumliegen. Jeder glaubt, der andere müsste doch in der Lage sein, diese häufig wiederholten Instruktionen zu befolgen, aber sie neutralisieren einander: Wenn Tig mein Bedürfnis achten soll, von schlechten Nachrichten unbehelligt noch ein bisschen im Bett zu liegen, sollte ich da nicht sein. Wenn Tig mein Bedürfnis achten, Katastrophales auszuspucken, damit er es los wird?

»Oh, tut mir leid«, sagt er. Er wirft mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Wie kann ich ihn nur so im Stich lassen? Ich weiß doch, dass ihm eine bösartige grüne Drüse oder Blase platzen wird und er eine Seelenperitonitis bekommt, wenn er mir die schlechten Nachrichten nicht auf der Stelle mitteilen kann. Und wenn das passiert, wird es mir noch leidtun.

Er hat recht, das würde mir leidtun. Ich hätte dann niemanden mehr, dessen Gedanken ich lesen kann.

»Ich steh jetzt auf«, sage ich, es soll möglichst tröstlich klingen. »Ich bin gleich unten.«

»Jetzt« und »gleich unten« haben nicht mehr dieselbe Bedeutung wie früher. Alles dauert länger als damals. Aber ich schaffe es noch immer – das Nachthemd auszuziehen, mich anzuziehen, die Schuhe zu schnüren, das Gesicht einzukremen, die Vitaminpillen zu schlucken. Der Regierungschef, denke ich. Die Übergangsregierung. *Sie* haben ihn umgebracht. In einem Jahr werde ich nicht mehr wissen, welcher Regierungschef gemeint war, welche Übergangsregierung, wer *sie* waren. Aber solche Dinge kommen immer häufiger vor. Alles ist Übergang, niemand kann mehr richtig regieren, und es gibt viele von ihnen, viele *Sies*. Sie wollen immer die Führer umlegen. Mit den besten Absichten, das behaupten sie jedenfalls. Die Führer haben auch die besten Absichten. Die Führer stehen im Scheinwerferlicht, die Killer zielen aus dem Dunkel; es ist leicht, jemanden abzuknallen.

Was die anderen Führer angeht, die Führer der führenden Länder, wie sie genannt werden, so führen die in Wirklichkeit gar nicht mehr, sie laufen hilflos im Kreis. Man sieht es ihren Augen an, so bleich gerändert wie die Augen von panischem Vieh. Man kann nicht führen, wenn einem niemand mehr folgt. Die Leute heben hilflos die Hände, um sich dann draufzusetzen. Sie wollen nur noch ihr eigenes Leben leben. Die Führer sagen immer wieder: »Was wir brauchen, ist eine starke Führung.« Dann stehlen sie sich davon, um einen Blick auf ihre Umfragewerte zu werfen. Schuld sind die schlechten Nachrichten, es gibt einfach zu viele. Die Führer sind dem nicht gewachsen.

Früher hat es doch auch schlechte Nachrichten gegeben, und wir haben es überlebt. Das sagen die Leute

über alles, was vor ihrer Geburt geschah oder während sie noch am Daumen lutschten. Ich liebe diesen Ausdruck: *Wir haben's überlebt*. Er hat absolut null zu bedeuten, wenn es um Dinge geht, die man gar nicht selbst erlebt hat. Es ist, als hätte man sich irgendeinem *Wir*-Club angeschlossen, als trüge man ein billiges *Wir*-Abzeichen, um Zugehörigkeit zu demonstrieren. Trotzdem – *Wir haben's überlebt* – das macht Mut. Sofort sieht man einen Marsch oder eine Prozession vor sich, mit tänzelnden Pferden, mit zerrissenen und dreckigen Kostümen, als hätte man an einer Belagerung teilgenommen oder wäre vom Feind besetzt gewesen oder als hätte man einen Drachen getötet oder einen vierzig Jahre währenden Treck durch die Wildnis gemacht. Da darf ein bärtiger Anführer nicht fehlen, der das Banner trägt und nach vorne weist. Der Führer hat die schlechten Nachrichten als Erster gehört. Er kannte sie, er verstand sie, er wusste, was zu tun war. Greift sie in der Flanke an! Macht sie fertig! Nichts wie raus aus Ägypten! So müssen Führer sein.

»Wo bleibst du denn?«, ruft Tig die Treppe herauf.

»Kaffee ist fertig.«

»Komm gleich«, rufe ich hinunter. So verständigen wir uns immer, quer durch Raum und Luft. Noch kommunizieren wir, bis auf weiteres. Das Noch wird nicht betont. Wir ignorieren es.

Die Zeitformen, die uns jetzt definieren, sind: Vergangenheit, *damals*; Zukunft, *noch nicht*. Wir leben in einem kleinen Fenster dazwischen, im Raum, den wir erst vor kurzem als *noch* kennengelernt haben, und im Grunde ist dieses Fenster auch nicht kleiner als das irgendeines anderen. Natürlich gibt es hin und wieder diese kleinen Beschwerden – hier ein Knie, dort ein Auge –, aber bis jetzt

sind es wirklich nur kleine Beschwerden. Wir kommen gut zurecht, solange wir uns auf eine Sache konzentrieren. Ich weiß noch, wie ich meine Tochter geneckt habe, damals, als sie ein junges Mädchen war. Ich tat damals so, als wäre ich alt. Ich lief gegen Wände, ließ Besteck fallen, täuschte Vergesslichkeit vor. Dann lachten wir beide. So witzig ist das nicht mehr.

Unsere Katze Drumlin, die jetzt tot ist, wurde mit siebzehn senil. Drumlin - warum haben wir sie eigentlich so genannt? Die andere Katze, die zuerst starb, hieß Moräne. Wir fanden es damals amüsant, unsere Katzen nach dem Schutt zu benennen, den Gletscher so mit sich schleppen, obwohl mir die Pointe inzwischen entgeht. Tig meinte, wir hätten Drumlin Müllhalde nennen sollen, aber es war schließlich auch seine Aufgabe, ihren Streukasten auszuleeren.

Wir werden wohl keine Katze mehr halten. Früher dachte ich - ich dachte in aller Ruhe darüber nach -, dass ich mir wieder eine Katze besorgen würde, wenn Tig tot wäre (denn Männer sterben früher, nicht wahr?), um Gesellschaft zu haben. Aber das kommt nun nicht mehr in Frage. Bis dahin bin ich sicher halb blind, die Katze könnte mir vor die Füße laufen, und ich würde über sie stolpern und mir das Genick brechen.

Die arme Drumlin schlich nachts im Haus herum und jaulte erbärmlich. Nichts und niemand konnte sie trösten: Sie suchte etwas, was sie verloren hatte, ohne zu wissen, was. (Es war ihr Verstand, wenn man bei Katzen überhaupt von Verstand sprechen kann.) Morgens sahen wir, dass sie Tomaten und Birnen angebissen hatte. Sie wusste offenbar nicht mehr, dass sie ein fleischfressendes Tier war, sie hatte vergessen, was sie eigentlich fressen musste. Das ist



zu einem Bild meines zukünftigen Ichs geworden: In meinem weißen Nachthemd irre ich im dunklen Haus umher, jaulend suche ich etwas, doch was, habe ich vergessen. Ich weiß nur, dass ich es verloren habe. Eine unerträgliche Vorstellung. Ich schrecke nachts aus dem Schlaf und taste nach Tig, um sicherzugehen, dass er noch da ist, dass er noch atmet. So weit, so gut.

Als ich die Küche schließlich erreiche, duftet es nach Toast und Kaffee. Das überrascht mich nicht, denn das hat Tig ja vorbereitet. Der Duft hüllt mich ein wie eine Decke, selbst dann noch, als ich den Toast tatsächlich esse und den Kaffee tatsächlich trinke. Da auf dem Tisch liegen die schlechten Nachrichten.

»Der Kühlschrank macht seit einiger Zeit komische Geräusche«, sage ich. Wir achten nicht genug auf unsere Küchengeräte. Keiner von uns beiden. Am Kühlschrank klebt ein Foto von unserer Tochter, das vor einigen Jahren aufgenommen wurde; es strahlt auf uns herunter, wie das Licht eines Sterns, der sich entfernt. Sie ist mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, anderswo.

»Guck mal in die Zeitung«, sagt Tig.

Da sind Bilder. Werden schlechte Nachrichten durch Bilder noch schlechter? Ich glaube ja. Bilder zwingen dich zum Hinsehen, ob du willst oder nicht. Da ist das ausgebrannte Auto, wie so oft jetzt, mit dem skelettartigen Rahmen aus verbogenem Stahl. Ein verkohlter Schatten hockt da drin. Auf Bildern wie diesen gibt es immer leere Schuhe. Und es sind die Schuhe, gegen die ich wehrlos bin. Wie traurig erscheint da dieser unschuldige alltägliche Vorgang – die Schuhe anzuziehen, in der festen Überzeugung, dass man sein Ziel erreichen wird.

Wir mögen die schlechten Nachrichten nicht, aber wir brauchen sie. Wir müssen Bescheid wissen, denn es könnte auch uns treffen. Eine Rotwildherde auf einer Wiese, die Köpfe gesenkt, friedlich grasend. Dann *wuff wuff* - Wildhunde im Wald. Köpfe hoch, Ohren aufgestellt. Zur Flucht bereit! Oder die Verteidigung der Moschusochsen. *Wölfe kommen*, ist die Nachricht. Schnell - einen Kreis bilden! Weibchen und Junge in die Mitte! Schnaufen und mit den Hufen auf dem Boden scharren! Seid bereit, den Feind mit den Hörnern zu durchbohren!

»Sie hören einfach nicht auf«, sagt Tig.

»Was für eine Sauerei«, sage ich. »Ich frag mich, wo die Sicherheitsbeamten waren.« Als Gott den Verstand verteilte, haben wir früher gesagt, standen einige ganz hinten, wir wissen auch, wer.

»Wenn jemand dich wirklich abmurksen will, dann murkst er dich ab«, sagt Tig. In dieser Hinsicht ist er Fatalist. Ich bin anderer Meinung, und wir verbringen eine vergnügliche Viertelstunde mit der Aufrufung unserer toten Zeugen. Er führt den Erzherzog Ferdinand und John F. Kennedy an; ich biete Queen Victoria (acht fehlgeschlagene Attentatsversuche) und Josef Stalin auf, der seiner eigenen Ermordung entging, indem er selbst alle umbrachte. Früher wäre ein Streit daraus geworden. Heute ist es ein Spiel wie Gin Rommee.

»Wir haben's gut«, sagt Tig. Ich weiß, was er damit meint. Er meint uns beide, wie wir da immer noch in unserer Küche sitzen. Keiner von uns ist fort. Noch nicht.

»Ja, stimmt«, sage ich. »Pass auf, der Toast brennt an.«

So. Wir haben die schlechten Nachrichten hinter uns, wir haben uns ihnen gestellt, und alles ist in Ordnung. Wir haben keine Wunden davongetragen, wir bluten nicht, wir

sind nicht verbrannt. Wir haben noch all unsere Schuhe. Die Sonne scheint, die Vögel singen, es gibt keinen Grund, sich nicht einigermaßen wohlfühlen. Die schlechten Nachrichten kommen von weit her, meistens jedenfalls - die Explosionen, die Ölteppiche, die Völkermorde, die Hungersnöte und alles andere. Später werden noch mehr Nachrichten kommen. Das ist immer so. Damit beschäftigen wir uns, wenn es so weit ist.

Vor ein paar Jahren - wann? - waren Tig und ich in Südfrankreich, an einem Ort namens Glanum. Wir machten da Ferien oder so was in der Art. Eigentlich wollten wir uns die Irrenanstalt ansehen, in der van Gogh die Schwertlilien malte, und die haben wir auch gesehen. Glanum war ein Abstecher. Ich habe seit Jahren nicht mehr daran gedacht, aber jetzt finde ich mich dort wieder, im alten Glanum, bevor es im dritten Jahrhundert zerstört wurde, bevor es zum Ruinenhaufen verkam, den man gegen Eintritt besichtigen kann.

Es gibt geräumige Villen in Glanum; es gibt öffentliche Bäder, Amphitheater, Tempel, die Art von Gebäuden, welche die Römer auf Schritt und Tritt errichteten, damit sie sich zivilisiert und heimisch fühlten. Glanum ist sehr angenehm; eine Menge hochrangiger Heeresoffiziere verbringen hier ihren Lebensabend. Es ist durchaus multikulturell, durchaus abwechslungsreich: Wir schätzen das Neue, das Exotische, wenn auch weniger als die in Rom. Wir hier sind ein bisschen provinziell. Aber wir haben Götter aus allen Himmelsrichtungen - neben den offiziellen Göttern natürlich. Zum Beispiel haben wir einen kleinen Kybele-Tempel, in dem zwei Ohren ausgestellt sind. Sie sind ein Symbol des Körperteils, den man ihr zu Ehren eigentlich abschneiden müsste. Die Männer machen Witze

darüber: Wenn man mit den Ohren davonkommt, hat man Glück gehabt. Besser ein Mann ohne Ohren als gar kein Mann.

Zwischen den römischen Häusern stehen ältere griechische, und es sind noch ein paar Griechen hier. Kelten kommen in die Stadt; einige von ihnen tragen Tuniken und Umhänge wie wir und sprechen ein ganz anständiges Latein. Wir pflegen jetzt einigermaßen freundlichen Umgang mit ihnen, seit sie ihre alte Gewohnheit der Kopfjägerei aufgegeben haben. Tig muss ein gewisses Maß an Geselligkeit einhalten, und so habe ich einmal einen der keltischen Anführer zum Abendessen eingeladen. Es war ein gesellschaftliches Risiko, wenn auch kein gravierendes: Unser Gast benahm sich ziemlich normal und war nur so angetrunken, wie es sich gehört. Er hatte merkwürdiges Haar - rötlich und gelockt -, und er trug seinen zeremoniellen Halsring aus Bronze, aber er benahm sich nicht wilder als einige andere Männer, die ich kenne. Seine Höflichkeit hatte allerdings etwas Unheimliches an sich.

Ich nehme gerade mein Frühstück ein - im Morgenraum mit dem Wandgemälde von Pomona und den Zephyren. Der Maler war nicht erstklassig - Pomona schielt ein bisschen und ihre Brüste sind enorm, aber man bekommt hier einfach nicht immer Erstklassiges. Was ich esse? Brot, Honig, getrocknete Feigen. Das frische Obst ist noch nicht reif. Kein Kaffee, das ist viel schlimmer. Ich glaube, der ist noch nicht mal erfunden. Ich trinke ein wenig gegorene Stutenmilch, das ist gut für die Verdauung. Ein treuer Sklave hat das Frühstück auf einem Silbertablett hereingebracht. Auf diesem Landsitz wurden die Sklaven gut ausgebildet: Sie sind still, diskret, tüchtig. Sie wollen

natürlich nicht verkauft werden: es ist besser, ein Haussklave zu sein, als im Steinbruch zu arbeiten.

Tig kommt mit einer Schriftrolle herein. Tig ist eine Abkürzung von Tigris, ein Spitzname, den ihm seine früheren Truppen gegeben haben. Nur ein paar Vertraute nennen ihn Tig. Seine Stirn ist gerunzelt.

»Schlechte Nachrichten?«, frage ich.

»Die Barbaren sind eingefallen«, sagt er. »Sie haben den Rhein überquert.«

»Nicht vor dem Frühstück«, sage ich. Er weiß, dass ich schwerwiegende Dinge nicht gleich nach dem Aufstehen besprechen kann. Aber ich bin zu abrupt gewesen: Ich sehe seinen bekümmerten Gesichtsausdruck, und ich gebe nach. »Sie überqueren ständig den Rhein. Man sollte denken, dass sie es müde werden. Unsere Legionen werden sie besiegen. Das haben sie schon so oft getan.«

»Ich weiß nicht«, sagt Tig. »Wir hätten nicht so viele Barbaren ins Heer aufnehmen sollen. Auf die ist kein Verlass.« Er hat selbst lange Zeit im Heer gedient, also will es etwas heißen, wenn er sich Sorgen macht. Andererseits ist er ohnedies überzeugt, dass Rom sich auf einer Schlittenfahrt zur Hölle befindet, und mir ist aufgefallen, dass die meisten pensionierten Offiziere so denken: Ohne ihre Dienste kann die Welt einfach nicht funktionieren. Es ist nicht so, dass sie sich nutzlos fühlen; sie fühlen sich ungenutzt.

»Setz dich bitte«, sage ich. »Ich lass dir ein schönes Stück Brot und Honig kommen, mit Feigen.« Tig setzt sich hin. Die Stutenmilch biete ich ihm nicht an, obwohl sie ihm guttäte. Er mag es gar nicht, wenn man ihn an seine Gesundheit erinnert, die ihm in letzter Zeit einige Probleme

bereitet. Oh, lass die Dinge noch eine Weile so, wie sie sind, bete ich schweigend.

»Hast du das gehört?«, sage ich. »Sie haben einen frisch abgeschlagenen Kopf gefunden. Er hing neben dem alten keltischen Motivbrunnen.« Irgendein entflohener Steinbrucharbeiter, der in die Wälder gelaufen ist, obwohl man sie, weiß der Himmel, oft genug gewarnt hat. »Glaubst du, sie fallen ins Heidentum zurück? Die Kelten?«

»In Wahrheit hassen sie uns«, sagt Tig. »Der Triumphbogen tut sein Übriges. Das ist taktlos – besiegte Kelten, römische Füße, die ihre Köpfe nach unten drücken. Ist dir aufgefallen, wie sie unsere Hälse anstarren? Wie gern würden sie da ein Messer ansetzen. Aber jetzt sind sie verweichlicht, an Luxus gewöhnt. Nicht wie die Barbaren im Norden. Die Kelten wissen, wenn wir untergehen, gehen sie mit unter.«

Er nimmt nur einen Bissen von dem schönen Brot. Dann steht er auf, läuft herum. Er ist rot im Gesicht. »Ich geh in die Bäder«, sagt er. »Werd mich da mal umhören.«

Klatsch und Gerüchte, denke ich. Zeichen, Voraussagen; Vogelflug, Schafeingeweide. Man weiß nie, ob die Nachrichten wahr sind, bis sie zuschlagen. Bis sie einem auf die Füße fallen. Bis man nachts hinüberlangt, und da ist kein Atem mehr. Bis man in der Dunkelheit jault, im weißen Nachthemd durch leere Räume läuft.

»Wir werden's überleben«, sage ich. Tig sagt nichts.

Es ist ein so schöner Tag. Die Luft riecht nach Thymian, die Obstbäume blühen. Aber das bedeutet den Barbaren nichts; tatsächlich ziehen sie es sogar vor, an schönen Tagen einzumarschieren. Das macht ihre Beutezüge und Massaker sichtbar. Wie ich gehört habe, füllen diese Barbaren auch Weidenkäfige mit Gefangenen und

verbrennen sie als Opfer für ihre Götter. Doch noch sind sie sehr weit weg. Selbst wenn sie es schaffen, den Rhein zu überschreiten, selbst wenn sie nicht zu Tausenden erschlagen werden, selbst wenn sich der Fluss nicht mit ihrem Blut rötet, wird es lange dauern, bis sie hier sind. Vielleicht erleben wir es gar nicht mehr. Glanum ist nicht in Gefahr, noch nicht.

## DIE KUNST DES KOCHENS UND AUFTRAGENS

**M**it elf habe ich einen Sommer lang viel gestrickt. Ich strickte mit zäher Ausdauer still vor mich hin, bequem war es nicht, sich ständig über die Wollknäuel und die Stahlnadeln und den länger werdenden Streifen zu beugen. Ich hatte zu jung stricken gelernt, um den Trick, den Faden um den Zeigefinger zu legen, zu beherrschen – der Finger war noch zu kurz –, also musste ich mit der rechten Nadel in die Masche stechen, sie mit zwei Fingern der linken Hand festhalten und die rechte Hand komplett heben, um den Faden um die Nadelspitze zu legen. Ich hatte Frauen zugeguckt, die in der Lage waren, gleichzeitig zu stricken und zu reden, ohne einen Blick auf ihre Strickarbeit zu werfen, aber das konnte ich nicht. Mein Strickstil erforderte totale Konzentration, und mir taten bald die Arme weh, und ich ärgerte mich sehr.

Ich strickte eine Babyausstattung: Alles, was ein neugeborenes Baby braucht, um warm eingepackt zu werden, wenn es aus der Klinik nach Hause kommt. Dazu gehören mindestens zwei Fäustlinge, zwei dicke Strümpfe, eine Strumpfhose, ein Jäckchen und ein Mützchen. Wer Lust und Zeit hat, kann noch eine Decke stricken und ein sogenanntes Babyhöschen. Eine Art kleine Shorts mit kürbisförmigen Beinchen, wie die Beinkleider auf den



Porträts von Sir Francis Drake. Stoffwindeln und Gummihöschen sind häufig undicht, und das Babyhöschen soll da Abhilfe schaffen. Aber ich hatte nicht vor, eins zu stricken. Damals konnte ich mir die Fontänen, Bäche, Ströme von Pipi gar nicht vorstellen, die ein Baby in der Regel produziert.

Die Decke reizte mich - ich hatte eine mit Kaninchenmuster gesehen, die ich zu gerne nachgestrickt hätte -, aber ich wusste, dass mir die Zeit davonlief und ich mich auf das Wesentliche beschränken sollte. Wenn ich trödelte, würde mir das Baby zuvorkommen, und dann wäre es gezwungen, bunt zusammengewürfeltes Zeug zu tragen, das vor ihm andere Babys getragen hatten. Ich hatte mit den Fäustlingen und der Strumpfhose angefangen, weil sie mir ziemlich einfach erschienen - meist abwechselnde Reihen, glatt und kraus, mit etwas Rippenmuster dazwischen. Auf diese Weise konnte ich mich zum Jäckchen vorarbeiten, das komplizierter war. Das Mützchen bewahrte ich mir für den Abschluss auf. Es sollte mein *chef-d'œuvre* werden. Dazu gehörten Seidenbänder, um das Mützchen unter dem Kinn des Babys zusammenzubinden. Damals dachte man nicht daran, dass sich ein Baby damit strangulieren könnte. Dicke Rosetten gehörten auch dazu, die zu beiden Seiten des Babygesichtchens abstehen würden wie kleine Kohlköpfe. Auf diese Weise wirkten Babys wie Dragées - das hatte ich im *Bienenkorb*-Strickmusterheft gesehen -, sauber und süß, köstliche kleine Bündel mit Pastellzuckerguss.

Als Farbe hatte ich Weiß gewählt. Das war so üblich, auch wenn manche *Bienenkorb*-Muster in einem blassen Elfengrün oder einem praktischen Gelb abgebildet waren. Aber Weiß war am besten: Sobald wir wussten, ob das Baby

ein Junge oder ein Mädchen war, konnte ich die Seidenbänder in Blau oder Rosa hinzufügen. Ich stellte mir vor, wie das Ganze aussehen würde, wenn es fertig war – rein, leuchtend, vorbildlich, ein Tribut an meinen guten Willen und meine Freundlichkeit. Mir war noch nicht bewusst, dass es dafür auch ein Ersatz sein könnte.

Ich strickte diese Ausstattung, weil meine Mutter ein Baby erwartete. Ich vermied das Wort *schwanger*, wie andere auch: *Schwangerschaft* war ein plumpes, schweres Wort, es zog einen herunter, wenn man darüber nachdachte, während *Erwartung* eher an einen Hund mit aufgestellten Ohren erinnerte, einen Hund, der gespannt lauschte und den herannahenden Schritten freudig entgegenschah. Eigentlich war meine Mutter für so etwas zu alt: Das hatte ich mir jedenfalls zusammengereimt, aus ihren Gesprächen mit ihren Freundinnen in der Stadt, die ich belauscht hatte, aus dem besorgten Gesichtsausdruck dieser Freundinnen, den Falten auf der Stirn, den zusammengepressten Lippen, dem *Oh-je*-Tonfall und der Aussage meiner Mutter, sie müsse einfach das Beste daraus machen. Ich reimte mir zusammen, dass aufgrund des Alters meiner Mutter etwas mit dem Baby nicht ganz in Ordnung war, aber was? Ich hörte zu, sooft es ging, aber ich kam zu keinem Ergebnis, und es gab niemanden, den ich fragen konnte. Würde es keine Hände haben, würde es einen winzigen Kopf haben, würde es schwachsinnig sein? *Schwachsinnig* wurde in der Schule als Schimpfwort gebraucht. Ich war nicht sicher, was es bedeutete, aber es gab Kinder, die man auf der Straße nicht anstarren durfte, weil es nicht ihre Schuld war, sie waren ja nur so geboren.

Mein Vater hatte mir im Mai gesagt, dass meine Mutter ein Baby erwartete. Es machte mir große Angst, unter anderem weil er mir auch sagte, dass dieser Zustand für meine Mutter eine Gefahr bedeuten würde, bis mein neuer Bruder oder meine neue Schwester geboren war. Etwas Schreckliches könnte ihr zustoßen – etwas, was sie sehr krank machen würde –, und wenn ich nicht richtig aufpasste, wäre die Gefahr, dass ihr etwas zustieße, noch größer. Mein Vater sagte nicht, was ihr zustoßen würde, aber so ernst und knapp, wie er sprach, ging es hier um etwas Wichtiges.

Meine Mutter – sagte mein Vater – sollte nicht mehr fegen oder schwere Dinge tragen, wie beispielsweise Wassereimer, sie sollte sich nicht bücken oder große Gegenstände anheben. Wir müssten alle mithelfen, sagte mein Vater, und zusätzliche Pflichten übernehmen. Es sei Aufgabe meines Bruders, von jetzt an bis Juni den Rasen zu mähen. Im Juni fuhren wir nach Norden. (Da oben im Norden gibt es keinen Rasen. Und mein Bruder würde sowieso nicht da sein: Er fuhr in ein Jungencamp, um in den Wäldern irgendetwas mit Äxten anzustellen.) Was mich anging, so sollte ich mich einfach allgemein nützlich machen. Noch nützlicher als ohnehin schon, fügte mein Vater hinzu, es sollte ermutigend klingen. Er selbst würde sich natürlich auch nützlich machen. Aber er konnte nicht die ganze Zeit da sein. Er musste arbeiten, während wir da oben waren, in dem, was andere Leute *die Kate*, wir aber *die Insel* nannten. (In Katen gab es Kühlschränke und Gasgeneratoren, und man konnte von dort aus Wasserski fahren – das war bei uns alles nicht der Fall.) Er könne nicht immer da sein, leider, fuhr er fort. Aber er würde

nicht lange wegbleiben, und er sei sicher, dass ich das schaffen würde.

Ich selbst war da nicht so sicher. Er dachte immer, dass ich mehr wüsste, als ich wusste, und dass ich größer wäre, als ich war, und älter und abgehärteter. Was er mit Ruhe und Tüchtigkeit verwechselte, war in Wirklichkeit Angst: deshalb starrte ich ihn schweigend an und nickte. Die Gefahr, die da lauerte, war so unbestimmt und daher so groß – wie sollte ich mich darauf überhaupt vorbereiten? Insgeheim betrachtete ich mein entschlossenes Stricken als eine Art Zauber, wie im Märchen diese Anzüge aus Nesseln, welche die stumme Prinzessin für ihre in Schwäne verwandelten Brüder nähen sollte, um sie wieder in menschliche Wesen zu verwandeln. Wenn es mir nur gelänge, die ganze Ausstattung fertigzustellen, würde sie das Baby, für das sie bestimmt war, in die Welt zaubern und auf die Weise aus meiner Mutter heraus. Sobald es draußen war, würde ich es sehen können

– würde es ein Gesicht haben –, und damit konnte man umgehen. Vorläufig stellte das Ding eine Bedrohung dar.

Also strickte ich zielstrebig weiter. Die Fäustlinge wurden fertig, bevor wir in den Norden fuhren; sie waren mehr oder weniger makellos, mit Ausnahme der einen oder anderen fallengelassenen Masche. Nachdem wir auf der Insel angekommen waren, legte ich letzte Hand an die Strumpfhose – das eine Bein, das zu kurz geraten war, konnte man bestimmt in die Länge ziehen. Ohne mir eine Pause zu gönnen, fing ich mit dem Jäckchen an, das ein paar Reihen mit Perlmuster kriegen sollte – eine Herausforderung, aber eine, die ich zu bewältigen entschlossen war.

Unterdessen war meine Mutter überhaupt keine Hilfe. Am Anfang meines Strickmarathons hatte sie es auf sich genommen, die Strümpfchen zu machen. Sie konnte stricken, sie hatte früher gestrickt: das Musterheft, das ich benutzte, war einmal ihres gewesen. Sie konnte Fersen rundstricken, eine Fertigkeit, die ich noch nicht ganz beherrschte. Doch obwohl sie mir so viel voraushatte, wurde sie immer fauler: Alles, was sie bisher fertiggekriegt hatte, war ein halber Strumpf. Ihr Strickzeug lag ungenutzt herum, während sie in einem Liegestuhl ruhte, die Füße auf einem abgesägten Baumstamm, und historische Romane las, in denen geritten und vergiftet und mit Degen gefochten wurde – ich wusste Bescheid, ich hatte sie selbst gelesen. Oder sie döste vor sich hin, den Kopf auf einem Kissen, ihr Gesicht blass und verschwitzt, ihr Haar feucht und verklebt, und ihr Bauch ragte in einer Weise hervor, bei der mir genauso schwindlig wurde wie beim Anblick eines Menschen, der sich in den Finger geschnitten hatte. Inzwischen trug sie am liebsten einen Kittel, den sie vor langer Zeit in einen Koffer gepackt hatte; ich weiß noch, dass ich mich einmal zu Halloween damit verkleidet hatte, als dicke Dame mit Handtasche. In diesem Kittel sah sie ärmlich aus.

Es machte mir Angst, sie bei Tag schlafen zu sehen. Es passte nicht zu ihr. Sonst machte sie gern flotte, zielgerichtete Spaziergänge, oder sie fuhr im Winter mit eindrucksvoller Geschwindigkeit auf Schlittschuhen ihre Bahnen, oder sie schwamm mit schnellen Beinschlägen, oder sie klapperte mit dem Geschirr – so nannte sie den Abwasch, Klappern. Sie wusste immer, was in einem Notfall zu tun war, sie tat alles mit Überlegung und Fröhlichkeit,

sie übernahm das Kommando. Jetzt war es, als hätte sie abgedankt.

Wenn ich nicht gerade strickte, fegte ich mit großem Eifer den Fußboden. Ich füllte Wassereimer um Wassereimer an der Handpumpe und trug sie einzeln den Hügel rauf, wobei ich mir Wasser über die bloßen Beine goss; ich machte die Wäsche in der Zinkwanne, schrubbte die Kleider mit Sunlight-Seife auf dem Waschbrett, trug sie zum See hinunter, um sie auszuspülen, schleppte sie wieder den Hügel hinauf, um sie auf die Leine zu hängen. Ich jätete Unkraut im Garten, ich trug das Holz hinein – alles vor dem Hintergrund der erschreckenden Passivität meiner Mutter.

Einmal am Tag ging sie schwimmen, obwohl sie nicht richtig schwamm, nicht so energisch wie früher, sie ließ sich bloß treiben; und ich ging auch ins Wasser, ob ich Lust hatte oder nicht: Ich musste aufpassen, dass sie nicht ertrank. Ich fürchtete, dass sie auf einmal untergehen, durch das kalte bräunliche Wasser auf den Grund sinken könnte, ihr Haar würde sich auffächern wie Seetang, und ihre Augen würde sie ernst und groß nach oben richten, auf mich. In diesem Fall würde ich hinuntertauchen und meinen Arm um ihren Hals legen und sie ans Ufer ziehen müssen, aber wie sollte ich das je schaffen? Sie war so schwer. Bisher war allerdings nichts dergleichen passiert, und sie ging gerne ins Wasser; es schien sie aufzuwecken. Wenn nur ihr Kopf herausguckte, sah sie sich schon ähnlicher. In solchen Momenten lächelte sie sogar, und ich glaubte fast, dass alles wieder so war, wie es sein sollte.

Aber dann kam sie heraus, tropfnass – sie hatte Krampfadern hinten an den Beinen, es war mir unangenehm, ich wollte nicht hinsehen, doch es ließ sich

nicht vermeiden -, und ging furchtbar langsam den Weg zu unserem Haus zurück und machte uns Mittagessen. Das bestand aus Sardinen oder Erdnussbutter auf Crackern oder Käse, wenn wir welchen dahatten, und Tomaten aus dem Garten und Karotten, die ich ausgegraben und gewaschen hatte. Sie schien auf Essen gar keinen Wert zu legen, aber sie kaute trotzdem vor sich hin. Sie machte sich sogar die Mühe, sich mit mir zu unterhalten - wie ging's mit dem Stricken voran? -, aber ich wusste nicht, was ich ihr sagen sollte. Ich konnte einfach nicht verstehen, warum sie sich entschlossen hatte, das zu tun, was sie tat - warum sie zu dieser kraftlosen, aufgeblähten Version ihrer selbst geworden war und die Zukunft - meine Zukunft - in Schatten und Ungewissheit getaucht hatte. Ich dachte, sie hätte das mit Absicht gemacht. Ich bin nie auf die Idee gekommen, dass es sie vielleicht ganz unbeabsichtigt ereilt haben könnte.

Es war Mitte August: heiß und drückend. Die Grillen sangen in den Bäumen, die trockenen Kiefernadeln knackten unter den Füßen. Der See lag unheilverkündend still da, wie vor einem Gewitter. Meine Mutter döste. Ich saß auf dem Steg, schlug nach den Fliegen und machte mir Sorgen. Am liebsten hätte ich geheult, aber das konnte ich mir nicht erlauben. Ich war völlig allein. Was sollte ich tun, wenn dieses gefährliche Etwas - was immer es war - plötzlich losging? Ich glaubte zu wissen, was es war: Das Baby würde anfangen herauszukommen, zu früh. Und dann - was? Ich konnte es schließlich nicht wieder reinstopfen.

Wir waren auf einer Insel, es gab weit und breit niemanden außer uns, es gab kein Telefon, mit dem Boot waren es sieben Meilen bis zum nächstgelegenen Dorf. Ich würde den Außenbordmotor an unserem schwerfälligen alten Boot anwerfen - ich wusste, wie man das machte, obwohl das Ziehen an der Startkordel fast über meine Kräfte ging - und den ganzen Weg zum Dorf zurücklegen müssen, was bis zu einer Stunde dauern konnte. Dort könnte ich über Telefon Hilfe anfordern. Aber was, wenn der Motor nicht ansprang? Das kam durchaus mal vor. Oder wenn er während der Überfahrt aussetzte? Im Boot war ein Werkzeugkasten, aber ich hatte nur die einfachsten Reparaturen gelernt. Ich konnte einen Scherbolzen einsetzen, ich konnte die Benzinleitung überprüfen; wenn das nichts nützte, würde ich rudern müssen oder vorüberfahrenden Fischern winken, nach ihnen rufen - wenn überhaupt welche vorbeikamen.

Oder ich könnte das Kanu nehmen - einen Stein ins Heck legen, um es schwerer zu machen, und vom Bug aus paddeln, wie man es mir beigebracht hatte. Aber diese Methode war bei Wind nutzlos, sogar bei leichtem Wind: Ich war nicht stark genug, um auf Kurs zu bleiben, ich würde zur Seite geblasen werden.

Ich dachte mir einen Plan für den äußersten Notfall aus. Ich würde mit dem Kanu zu einer der kleinen Inseln in Ufernähe fahren - die würde ich in jedem Fall erreichen. Dann würde ich die Insel in Brand stecken. Der Rauch würde den Fire Rangers auffallen, und die würden ein Wasserflugzeug herschicken. Ich würde mich dann auf unserem Steg bemerkbar machen, auf und ab springen und eine weiße Kissenhülle schwenken. Das konnte nicht schiefgehen. Das Risiko war, dass ich aus Versehen auch



das Festland ansteckte. Dann würde ich als Brandstifterin im Gefängnis landen. Aber ich würde es trotzdem tun müssen. Entweder das, oder meine Mutter würde ... Würde was?

Weiter konnte ich nicht denken. Ich lief den Hügel hinauf, ging leise an meiner schlafenden Mutter vorbei ins Haus, holte das Konservenglas mit den Rosinen heraus und machte mich zu der großen Pappel auf, wie immer, wenn ich einen undenkbar Gedanken hatte. Ich setzte mich, lehnte mich an den Baum, stopfte mir eine Handvoll Rosinen in den Mund und vertiefte mich in mein Lieblingsbuch.

Es war ein Kochbuch, es hieß *Die Kunst des Kochens und Auftragens*, und ich hatte inzwischen alle Romane und sogar das Bestimmungsbuch für Waldpilze weggelegt, um mich ganz diesem Buch zu widmen. Geschrieben hatte es eine Frau namens Sarah Field Splint, ein Name, der mir Vertrauen einflößte. *Sarah* war altmodisch und verlässlich, *Field* war ländlich und blumig, und *Splint* - na ja, wie sollten Unsinn, Heulerei, Hysterie und Zweifel an der richtigen Handlungsweise aufkommen, wenn man eine Frau namens *Splint* an seiner Seite hatte. Dieses Buch stammte aus alter Zeit, es war zehn Jahre vor meiner Geburt erschienen; die Crisco Company - die pflanzliches Backfett herstellte - hatte es zu Beginn der Wirtschaftskrise herausgebracht, als Butter so teuer wurde, erklärte meine Mutter, also hatten alle Rezepte Crisco als Zutat. Auf der Insel hatten wir immer Crisco vorrätig, weil Butter in der Hitze schlecht wurde. Crisco hingegen war praktisch unzerstörbar. In dieser längst vergangenen Zeit, bevor sie begann, ein Baby zu erwarten, hatte meine Mutter es für Aufläufe benutzt, und hier und

da fanden sich ihre Notizen zwischen den Rezepten: *Gut!!*, hatte sie zum Beispiel geschrieben. Oder: *Halb weiß, halb braun dosieren*. Es waren aber nicht die Rezepte, die mich so in Bann geschlagen hatten. Es waren die beiden Kapitel am Buchanfang. Das erste hatte die Überschrift *Das Haus ohne Bedienstete*, das zweite *Das Haus mit Bediensteten*. Beide waren Fenster zu einer anderen Welt, und ich blickte eifrig hindurch. Ich wusste, dass es Fenster waren, keine Türen: ich konnte nicht hindurchtreten. Aber was für ein faszinierendes Leben führten die in dieser anderen Welt!

Sarah Field Splint hatte strenge Vorstellungen von der richtigen Lebensführung. Sie hatte Regeln, sie schuf Ordnung. Heißes Essen musste *heiß* serviert werden, kaltes *kalt*. »Das muss einfach sein, wie immer man es auch bewerkstelligt«, mahnte sie. Diese Ratschläge kamen mir wie gerufen. Ging es um das saubere weiße Tischtuch und das blitzende Silber, war sie unerbittlich. »Es ist besser, schlichte Untersetzer zu benutzen und sie regelmäßig gegen frische auszutauschen, als den Tisch mit einem Tuch zu decken, das einen einzigen Fleck aufweist, und sei es auch nur für eine Mahlzeit«, predigte sie. Wir hatten Wachstuch auf unserem Tisch, dazu Besteck aus rostfreiem Stahl. Untersetzer kannte ich gar nicht, ich stellte mir aber vor, dass es ein Zeichen von Eleganz wäre, welche zu besitzen.

Trotz ihrer starren Grundprinzipien hatte Sarah Field Splint auch andere, flexiblere Werte. So mussten Mahlzeiten einen Genuss darstellen, dem Auge etwas Charmantes bieten. Ein Tafelaufsatz war unverzichtbar, ob nun ein paar Blumen oder eine Obstschale. Stattdessen konnte man sich auch mit »etwas zartem Farn in Kombination mit einem Zweig Knopfbusch oder einem

anderen farbenfrohen Gewächs in einer flachen Schale oder einem feinen Weidenkorb« behelfen.

Wie ich mich nach einem Frühstückstablett mit ein, zwei Narzissen in einer schlanken Vase sehnte, wie es in dem Buch abgebildet war, oder nach einem Teetisch, an dem man »einige wenige ausgesuchte Freundinnen« – wer sollten diese Freundinnen sein? – verwöhnen konnte, oder, das Beste von allem, nach einem Frühstück, das auf der Veranda serviert wurde – mit einem schönen Ausblick »auf die Flussbiegung und den weißen Kirchturm am anderen Ufer, der über den Baumkronen zu schweben scheint«.

*Schweben* – das gefiel mir. Es klang so friedlich.

All diese Dinge waren in dem Haus ohne Bedienstete möglich. Dann kam das Kapitel mit den Bediensteten. Auch hier war Mrs Splint sehr wählerisch und erteilte solide Ratschläge. (Es lag auf der Hand, dass es sich um *Mrs* Splint handelte; sie war verheiratet, aber ohne die schlampigen Folgen, nicht so wie meine Mutter.) »Mit Geduld und freundlicher Ausdauer kann man ein unordentliches, unerfahrenes Mädchen in eine gepflegte, professionelle Haushaltshilfe verwandeln«, erklärte sie mir. *Verwandeln* war das Wort, das mich beschäftigte. Wollte ich verwandeln, oder wollte ich verwandelt werden? Sollte ich die freundliche Hausherrin werden oder das einst unordentliche Hausmädchen? Ich wusste es nicht.

Es gab zwei Fotos des Hausmädchens, eines zeigt sie im Vormittagsdress mit weißen Schuhen und Strümpfen und einer weißen Musselinschürze – was ist Musselin? –, auf dem anderen trägt sie die Uniform für den Nachmittagste und den Abend, mit schwarzen Strümpfen und einem Kragen und Ärmelaufschlägen aus Organdy. Ihr Gesichtsausdruck auf beiden Bildern war derselbe: ein

sanftes angedeutetes Lächeln, ein direkter offener, aber reservierter Blick, als wartete sie auf Anweisungen. Unter ihren Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab. Ich konnte nicht sagen, ob sie liebenswürdig aussah oder überfordert oder bloß betäubt. Ihr würde man die Schuld geben, wenn das Tischtuch einen Fleck hatte oder ein Teil des Silberbestecks nicht auf Hochglanz poliert war. Trotzdem beneidete ich sie. Sie war bereits verwandelt und musste keine Entscheidungen mehr treffen.

Ich aß die Rosinen auf, klappte das Buch zu, wischte mir die klebrigen Hände an den Shorts ab. Jetzt war es an der Zeit weiterzustricken. Manchmal vergaß ich, mir die Hände zu waschen, und dann gab es braune Rosinenflecken auf der weißen Wolle, aber das konnte ich später in Ordnung bringen. Ivory Soap benutzte Mrs Splint in solchen Fällen, ein guter Hinweis. Zuerst ging ich in den Garten, pflückte ein paar Wicken und riss eine Handvoll roter Blüten von den Feuerbohnen ab, denn es war jetzt meine Pflicht, den Tischaufsatz zu arrangieren. Der Charme meines Tischaufsatzes war indessen nicht in der Lage, über unsere schäbigen Papierservietten hinwegzutäuschen: Meine Mutter bestand darauf, sie mindestens zweimal zu benutzen, um nichts zu verschwenden, und sie schrieb mit Bleistift unsere Initialen darauf. Ich konnte mir vorstellen, was Mrs Splint zu dieser unappetitlichen Vorgehensweise sagen würde.

Wie lange ging das so? Mir schien es eine Ewigkeit, aber vielleicht hielt es nur eine Woche vor oder zwei. Nach einiger Zeit kam mein Vater wieder; ein paar Ahornblätter färbten sich, orange und dann noch einige mehr; die